

Pax-Bank-Preis 2011 an Nevfel Cumart
Düsseldorf, den 20 Mai 2011
Max-Haus, Katholisches Stadthaus in Düsseldorf

Laudatio
Bruno Kehrein (Grupello Verlag Düsseldorf)

Lieber Nevfel Cumart,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

als der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki 1970 das Buch „Lauter Verrisse“ herausbrachte, war es im Nu ein riesiger Erfolg. 1985, fünfzehn Jahre später, folgte der Sammelband „Lauter Lobreden“. Raten Sie einmal, was mit dem Buch passierte: Nur wenige wollten es lesen. Die Auflage dümpelte auf den sanft schaukelnden Wellen des Literaturbetriebs vor sich hin.

Was da geschehen ist, war eigentlich vorauszusehen – Das Publikum will kein plätscherndes Lob hören, sondern harte ehrliche Kritik –, und Reich-Ranicki hat – so könnte man sagen – die knallharte, zuweilen sogar vernichtende und existenzgefährdende Literaturkritik zu neuen Höhen geführt.

Also folgt hier nun eine Abrechnung mit unserem geschätzten Preisträger? Soll ich Ihnen gar mit kritischen Worten die Stimmung verderben? Nein, natürlich nicht! Aber ich möchte Sie auch keinesfalls langweilen, und darum habe ich ein Problem.

Fast alle Lobreden beginnen mit dem Bekenntnis des Laudators, Schwierigkeiten mit dem Loben zu haben. Es erfordert schon ein strotzendes Selbstbewußtsein, an ein Rednerpult zu treten und mit donnernder Stimme alle und alles niederzumachen, so daß am Ende der Saalschlacht nur noch der beschämte Laureat überlebt und zitternd den Preis in den Händen hält.

Eine derartig fulminante Laudatio hielt im vergangenen Jahr Hendryk M. Broder, in der er – allerdings mit viel Witz – alle diejenigen grob beleidigte, die ihm jemals ein Haar gekrümmt hatten. Der arme Preisträger geriet dabei fast in Vergessenheit, wurde dann jedoch ernsthaft aufgefordert, schleunigst den politischen Ansichten des Lobredners beizutreten und öffentlich dafür zu werben. Für einen solchen Auftritt mangelt es mir tatsächlich an Selbstbewußtsein.

Vor ein paar Tagen habe ich meinem Freund Wilhelm Gössmann, einem emeritierten Professor für Germanistik, der hier auch anwesend ist, angedeutet, daß ich gerade eine Lobrede verfasse. Natürlich kennt er nicht nur die rhetorische Figur der Laudatio von der Antike bis heute. Er gab mir sogleich auch einen guten, weil hinter sinnigen Rat. „Beschreibe doch ein Problem des Preisträgers und entwickle dann in Deiner Rede, wie er es überwinden konnte! Dann ist Deine Laudatio nicht eindimensional, sondern zeigt, daß man mit Anstrengung ein Ziel erreichen kann.“

Aber jetzt habe ich zwei Probleme: Ich soll kritisieren und loben, und zwar gleichzeitig. Lieber Nevfel, begreifst Du jetzt, mit welcher Herkulesaufgabe ich hier betraut wurde?

Kennengelernt habe ich Nevfel Cumart 1987 auf der Frankfurter Buchmesse am Stand eines türkischen Verlags, für den ich als Lektor gearbeitet habe. Diese weltweit größte internationale Versammlung der Gutenberg-Galaxis ließe sich als eine Vorhölle für Autoren beschreiben; denn hier droht jedem Einzelnen der Untergang in einem gigantischen Meer von Angeboten. Wenn ich mich richtig erinnere, war auch Nevfel Cumart ziemlich unglücklich zwischen all den Verlegern, Lektoren, Medienvertretern, A-, B- und C-Prominenten. Aber in

unserem Gespräch konnte ich mir sehr schnell einen Eindruck von ihm machen. Dieser dreiundzwanzigjährige junge Mann war kein Schaumschläger oder Größenwahnstücker. Er hatte etwas zu sagen und suchte nach einem Weg, in der Öffentlichkeit durchzudringen. Natürlich erzählte er mir auch von seinem Familienhintergrund, der sein Alltagsleben – um es milde zu formulieren – zuweilen anstrengend macht.

In einem Artikel der Zeitschrift „Focus Schule“ sagt er von sich selbst, er sei ein „Ausländer, der sein ganzes Leben in Deutschland verbracht hat.“ Dieser Satz hat mich in seiner ganzen Absurdität tief getroffen. Wie kann jemand Ausländer sein, der hier geboren wurde, das deutsche Schulsystem durchlaufen hat und ein Studium an einer deutschen Universität absolvierte? Der Satz zeigt, daß etwas ganz grundsätzlich nicht in Ordnung ist! Nevfel Cumart mußte neun Jahre darum kämpfen, die deutsche Staatsangehörigkeit zu erwerben.

deutsche staatsbürgerschaft

ein hektographiertes schreiben
mit postzustellungsurkunde
briefkopf bezirksregierung lüneburg
eine anlage unterstrichen
dreieinhalb zeilen rechtsbehelfsbelehrung
darunter ein siegel
hinzu eine beglaubigung

zwischen all den sätzen
paragraphen und abkürzungen
inmitten der kästchen pünktchen
klammern lücken
binde- und querstrichen
schließlich der lang ersehnte satz
unauffällig kurz fast versteckt:
ihrem einbürgerungsbegehren
ist stattgegeben worden

nach neun erbärmlichen jahren
fast auf den tag genau
führt die odyssee
endlich in einen sicheren hafen
zumindest aufenthaltsrechtlich

In nüchternem Ton ist hier von einem amtlichen Dokument die Rede. Die ersten Zeilen beschreiben genau die formale Beschaffenheit des Schriftstücks. In der zweiten Strophe wird der entscheidende Satz zitiert. Mit trostloser Emotionslosigkeit kommt die Maschinerie auf den Punkt: „Ihrem Einbürgerungsbegehren ist stattgegeben worden!“ Keine Worte der Anerkennung, der Hoffnung auf eine gute Zukunft, oder gar der Freude über einen neuen Staatsbürger.

Schließlich zeigt die letzte Strophe, daß auch dem „Antragsteller“ „nach neun erbärmlichen Jahren“ die Freude vergangen ist. Es bleibt am Ende nur noch Erleichterung.

Das Gedicht demonstriert die fatale Unwilligkeit des deutschen Staates, Tatsachen zu akzeptieren, für die er selbst verantwortlich ist. Zum Beispiel gilt es, die Verantwortung für

Arbeitsimmigranten zu übernehmen, die angeworben wurden, um das Wohlergehen unseres Landes zu gewährleisten.

über die heimat I

sie fragen mich
ob ich nicht wieder
zurückkehren will
in die heimat

ich frage mich
ob es ein
zurück gibt
in ein land
in dem es keinen
beginn gab

Cumarts Ton ist sachlich-kühl. Zwar beherrscht er virtuos die Klaviatur orientalischer Metaphern. Aber hier, in diesem Gedicht, sind wir nicht im Orient, sondern in Deutschland. Mit sprachlicher Präzision zeigt der Autor, wie der Begriff „Heimat“ in Funktion gesetzt wird. In diesem Gedicht wird er von den anonymen Fragestellern als Euphemismus für die Verbannung an einen fremden Ort mißbraucht.

Nevfel Cumart ist ein Dichter, dessen Lese- und Vortragsreisen ihn in viele Länder führen, unter anderem nach England, Irland, Polen, in die Schweiz und die Türkei. Als Referent spricht er über den Islam, türkeikundliche Themen und die Migration, und leitet Seminare an Schulen, Universitäten, Akademien und kirchlichen Bildungseinrichtungen. Er arbeitet als Journalist und veranstaltet zahlreiche Schreibwerkstätten in Schulen. Ein weiterer wichtiger Arbeitsschwerpunkt sind seine Übersetzungen türkischer Autoren ins Deutsche. Stipendien und Forschungsaufenthalte führten ihn nach Ägypten, Tunesien, in die Türkei und die USA. Für seine literarische Arbeit erhielt er zahlreiche Preise, unter anderem 1992 den Literatur-Förderpreis des Landes Rheinland-Pfalz, 1995 den Bayerischen Förderpreis für Literatur und 2008 den Kulturpreis Bayern.

Geboren ist Nevfel Cumart 1964 in Lingenfeld in Rheinland-Pfalz, aufgewachsen in Stade bei Hamburg. Er hat eine ältere Schwester, die in der Türkei aufwuchs, und zwei jüngere Brüder, die ebenfalls in Deutschland geboren wurden. Bereits als Schüler zeigte er sich bei Lesungen als Lyriker und veröffentlichte seine ersten Gedichte. Er studierte Turkologie, Arabistik und Islamwissenschaft in Bamberg und lebt heute in Stegaurach bei Bamberg.

Nevfel Cumarts Vater kam 1960 aus der Türkei nach Deutschland, als einer jener sogenannten „Gastarbeiter“, die weniger als „Gast“ in diesem Land gesehen wurden, wie der beschönigende Begriff nahelegt, sondern vor allem als „Arbeiter“ funktionieren sollten – und er funktionierte als Schweißer in einem großen Unternehmen in Stade bei Hamburg. Zusammen mit seiner Frau gehörte er zu dem sogenannten „bildungsfernen Migrantenmilieu“.

über die Heimat II

mein vater
kehrt in die türkei zurück
er möchte nicht
in der fremde sterben

auch ich möchte nicht
in der fremde sterben
und entschieße mich
in bamberg zu bleiben

Dies ist wahrscheinlich Nevfel Cumarts bekanntestes Gedicht. Es erinnert mich an den Tonfall Erich Frieds, der die jüngere Autorengeneration sehr stark geprägt hat. Auch die hier vorgeführte rhetorische Figur findet im Werk Frieds Entsprechungen: Etwas scheinbar identisches, nämlich „nicht in der Fremde sterben wollen“, führt zu zwei diametral entgegengesetzten Ergebnissen: Fortgehen und Bleiben.

Das Gedicht ist im übrigen auch ein Beleg dafür, daß die Metapher der „Brücke“, die in der Diskussion um die Migranten häufig benutzt wird, nicht wirklich trägt. Vor allem die Kinder der Einwanderer repräsentieren nicht die Kultur ihrer Eltern oder die Kultur des Landes, in dem sie aufwachsen. Sie repräsentieren eine Mischung aus beiden Kulturen – wenn Sie so wollen, sind sie weder Äpfel noch Birnen, sondern etwas neues, vielleicht Aprikosen. Sie repräsentieren keine Brücke, um vom einen zum anderen Ufer zu gelangen, sondern sie repräsentieren in erster Linie sich selbst.

Kinder, die zweisprachig aufwachsen, zwei Kulturen kennenlernen und damit zwei verschiedene Möglichkeiten haben die Welt zu sehen, haben einen unschätzbaren Vorteil. Wir, also die anderen, müssen sich diese Möglichkeit, die Welt aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten, mühsam erarbeiten. Zum Beispiel durch das Erlernen von Sprachen und durch Reisen. Daß dieser eigentliche Vorteil der Migrantenkinder in unserem Land jedoch zum Nachteil wird, ist der eigentliche Skandal. Halten Sie mich bitte nicht für einen Schwärmer, aber ich bin davon überzeugt, daß wir einen grundlegenden Fehler machen, wenn wir den sogenannten „Migrationshintergrund“ als eine Art von Behinderung sehen.

„Irre – Wir behandeln die Falschen: Unser Problem sind die Normalen“ so heißt ein Bestseller des Kölner Psychiaters Manfred Lütz. In Abwandlung könnte man ausrufen: „Ausländer – Wir diskriminieren die Falschen: Unser Problem sind die Inländer“. Natürlich sind dies provokative Verkürzungen, die jedoch in der Öffentlichkeit heilsame Schockwirkungen entfalten können! Die Gutwilligen sollten allen Mut aufbringen, um verkrustete Denkstrukturen aufzubrechen.

Wenn ich schon beim Austeilen von Kritik bin: Ich bin sehr beeindruckt davon, daß immer mehr Menschen mit fremdländischen Wurzeln es in diesem Land zu etwas bringen: von erfolgreichen Geschäftsleuten über Wissenschaftler bis zu Schauspielern und Medienstars. Aber ich denke, daß vor allem die Erfolgreichen und Aufsteiger mehr für ihre Landsleute tun sollten. Natürlich ist es nicht selbstverständlich, wenn man es aus eigener Kraft geschafft hat, sich für diejenigen zu engagieren, denen es nicht so gut ergangen ist. Aber genau dies ist dringend notwendig, weil sie mit ihrem Erfolg andere ermutigen können.

Nevfel Cumart hat mir einmal erzählt, wie ein kleines türkisches Mädchen nach einer Schullektion auf ihn zukam, ihn am Arm berührte und erstaunt feststellte: „Du bist ein Dichter – und du bist wirklich einer von uns!“

Nevfel Cumart tritt seit vielen Jahren in Schulen auf, veranstaltet Lesungen und vor allem Schreibwerkstätten. Man muß ihn da erlebt haben, um zu begreifen, was er leistet. In seinen Seminarräumen, so erkennen die Lehrer neidlos an, herrscht eine völlig andere

Atmosphäre als in den Klassenräumen. Die Schüler öffnen sich und schreiben Texte, die sich mit ihren eigenen Lebenswelten beschäftigen. Das ist eine beispiellose Erfolgsgeschichte.

Während meiner langjährigen Freundschaft mit Nevfel hat mich immer beeindruckt, mit welcher Selbstverständlichkeit er Verantwortung übernimmt. Verantwortung für Kinder aus sozialen Brennpunkten, aber auch besonders für seine eigenen Eltern und Geschwister. Es gibt nicht sehr viele, die mit einer derart großen Selbstverständlichkeit auch finanzielle Opfer für ihre Nächsten erbringen.

Woher er dafür die Kraft bezieht, erfahren Sie aus einem meiner Lieblingsgedichte von ihm:

Gott und ich

der mond
ist mein zeuge

jedes wort
jede zeile
jede strophe
schreibe ich
um einen
schritt
näher
zu gelangen
diesem schleier
der mich
von dir
trennt

Lieber Wilhelm Gössmann, jetzt, am Ende meiner Rede habe ich endlich das Problem entdeckt, dem ich mich widmen sollte. Jetzt erst – aber hoffentlich noch nicht zu spät:

Nach so vielen Büchern, die ich von Nevfel Cumart veröffentlicht habe, stelle ich verblüfft fest, daß wir uns noch nie ernsthaft gestritten haben. Glauben Sie bitte nicht, darauf wäre ich stolz. Natürlich ist es durchaus so, daß unsere Ansichten zu politischen und literarischen Fragen nicht weit auseinanderliegen. Auch in unserer persönlichen Entwicklung haben wir uns gegenseitig Mut zugesprochen und uns unterstützt. Es gibt also keinen konkreten Grund, in eine tiefgehende oder gar verletzende Auseinandersetzung einzutreten. Wo ist dann das Problem, fragen Sie sich jetzt vielleicht?

Das Problem ist, daß zu jeder Freundschaft und besonders zur Freundschaft zwischen einem Autor und einem Verleger die intensive Auseinandersetzung gehört. Auf Nevfel konnte ich mich immer verlassen, wie auch umgekehrt er sich auf mich verlassen konnte. Wir sollten jedoch unsere Zusammenarbeit intensivieren, trotz der geographischen Distanz zwischen uns. Und wir sollten uns häufiger persönlich sehen. Vielleicht ist die Verleihung des PAX-Bank-Preises auch der Beginn einer noch produktiveren Freundschaft.

Und am Ende meiner Rede möchte ich mich ganz herzlich bedanken:

Bei der Pax-Bank und der Georges-Anawati-Stiftung, für ihr großartiges und beispielhaftes Engagement,
dem Max-Haus, unseren Gastgebern, für den stilvollen Rahmen dieser Veranstaltung,

bei meinen Mitarbeiterinnen, die mich so wunderbar unterstützen, daß ich Zeit und Muse finde, eine Lobrede zu verfassen,
bei Ihnen, verehrtes Publikum. Wenn Sie nicht der Einladung zur Preisverleihung gefolgt wären, könnte dies keine so freudige Veranstaltung sein.

Aber am meisten bedanke ich mich bei Nevfel, meinem Goldenen. Ich bin stolz darauf, Dich schon so lange zum Freund zu haben und Deine Bücher verlegen zu dürfen. Und ich gratuliere Dir zum Pax-Bank-Preis von ganzem Herzen.

Vielen Dank!